Nr. 209. — Zweites Blatt.

Verantwortl. Redakteur: R. O. Köhler in Stettin.
Verleger und Drucker: R. Graßmann in Stettin, Kirchplatz 3—4.

Bezugspreis: vierteljährlich in Stettin 1 ℳ, auf den deutschen Postanstalten 1 ℳ 10 ₰; durch den Briefträger ins Haus gebracht kostet das Blatt 40 ₰ mehr.

Anzeigen: die Kleinzeile oder deren Raum 15 ₰, Reklamen 30 ₰.

Stettiner Zeitung.

Sonntag, 6. September 1903.

Annahme von Anzeigen Breitestr. 41—42 und Kirchplatz 3.

Der preußische Wohnungsgesetzentwurf

wird von dem Hygieniker Professor Hüppe in Prag in der neuesten Nummer der „Dtsch. med. Wochenschr.“ auf eine Aufforderung der Redaktion dieses Blattes besprochen. Den Entwurf als Ganzes beurteilt Hüppe günstig wie folgt: „Ein Wohnungsgesetz muß einer vernünftigen Baupolitik grundsätzlich die Wege bahnen. Es muß für die Organisation eines angemessenen Ueberwachungsdienstes sorgen, es muß in die Bauordnung eine Reihe von Erleichterungen einführen, und es muß endlich in technischer Beziehung Minimalforderungen einführen. Es ist nun sehr erfreulich festzustellen, daß der Gesetzentwurf in den wichtigsten Punkten diesen Forderungen gerecht wird. Wenn es Preußen gelingt, bei der außerordentlichen Verschiedenheit seiner einzelnen Provinzen ein durchführbares Rahmengesetz zu schaffen, innerhalb dessen die Bauordnungen in allen Landesteilen gründlich reformiert werden können, so ist de facto ein solches preußisches Gesetz ein deutsches Reichsgesetz. Die anderen Bundesstaaten müssen sich dann unbedingt diesen Forderungen anschließen, nachdem überdies bereits einzelne Staaten wie das Königreich Sachsen, wie Hamburg und Lübeck, mit Gesetzen und Verordnungen vorangegangen sind, die den modernen Verhältnissen Rechnung tragen, bei denen aber lange nicht so heterogene, sondern mehr in sich abgeschlossene Verhältnisse zu berücksichtigen waren.“ Von den Einzelheiten des Entwurfes, die er erörtert, sind zwei hervorzuheben. Die eine betrifft die Anlage von Plätzen innerhalb der Städte, die andere die Wohnungsaufsicht. Ueber die Anlage von Plätzen sagt Hüppe ganz im Sinne seiner sozial-hygienischen Grundanschauungen! Sehr wichtig ist die vorhergesehene Ausscheidung besonderer von den Wohnstraßen und Wohnvierteln getrennten freien Plätze. In dieser Hinsicht müßte, meiner Ansicht nach, das Gesetz sehr scharfe Bestimmungen treffen, weil erfahrungsgemäß der Wunsch vorliegt, wenn ein solcher Bezirk sich später stärker entwickelt, solche Plätze nachträglich wieder zu verbauen und ihrem Zwecke zu entziehen. In den deutschen Städten ist der Mangel an Plätzen überall ein ganz außerordentlich großer und die Benutzung der Plätze zu ihrem wirklichen Zwecke meist gar nicht gestattet durch alle möglichen Verbote, was auf den Plätzen nicht geduldet werden soll. Für behäbige Bierphilister, die sich nach einem kleinen Spaziergang ausruhen müssen, oder für mehr oder minder verschämte oder unverschämte Dienstmädchen mit ihren Begleitern in Zivil und Uniform sind die Plätze wirklich nicht so dringend nötig. Aber was uns überall fehlt und worin wir hinter England in ganz bedauerlicher Weise zurückstehen, das sind Plätze, auf denen die Jugend, sowohl die schulpflichtige als auch die der Schule entwachsenen, wirklich spielen kann, richtige Tummelplätze, die der Volksgesundung dienen. In Ländern, in denen, wie in Preußen, bereits mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung in Städten wohnt, sind solche Plätze eine einfache Notwendigkeit für die Erziehung einer kräftigen Generation, wenn die Stadt nicht das Grab der Bevölkerung werden soll. Daneben bedarf man selbstverständlich schon aus ästhetischen Gründen kleinerer Schmuckanlagen und Parks zur bloßen Erholung, die aber unschwer mit der ersteren Forderung in Einklang gebracht werden können. Es wäre wünschenswert, wenn sich bei dieser passenden Gelegenheit unsere Gesetzgeber endlich einmal etwas mehr mit der Frage beschäftigten, daß die Besonderheiten des städtischen Lebens auch Besonderheiten für die gesundheitliche Kräftigung und damit auch für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der städtischen Bevölkerung verlangen. Bis jetzt wird diese Frage, die für die Zukunft unseres Volkes eine der allerwichtigsten ist, noch sehr oberflächlich behandelt. Auch den Staat kann man bedauerlicherweise nicht davon freisprechen, daß er diese Frage nicht immer richtig erfaßte. Ich brauche nur an den der Bauspekulation überlieferten botanischen Garten und an die Waldmoräne nördlich von Berlin zu erinnern, bei deren Ausnützung man an die Kräftigung der Nation wohl gar nicht gedacht haben mag, die doch schließlich einige Mark wert ist. Der Ruf nach kräftigen Rekruten verhallt im Winde, wenn nicht bei der Jugend vorgesorgt wird. Nachdem aber der Gesetzentwurf wenigstens diesen Punkt ausdrücklich anführt, ist vielleicht Hoffnung vorhanden, daß hieran in Zukunft mit mehr Erfolg angeknüpft und rechtzeitig und ausgiebiger vorgesehen werden kann, als es bis jetzt leider der Fall ist.“ Von der Wohnungsaufsicht sagt Hüppe: In dieser Beziehung sieht der Gesetzentwurf für Gemeinden von 100 000 Einwohnern die Errichtung von Wohnungsämtern vor. Kleinere Gemeinden können sich zu einem gemeinsamen Wohnungsamt vereinigen. Dem Wohnungsamt unterstehen dann die Wohnungsaufseher, die berechtigt sind, die zum dauernden Aufenthalt von Menschen bestimmten Räume und die dazu gehörigen Nebenräume zu betreten. Doch muß die Besichtigung unter möglichster Vermeidung von Belästigungen erfolgen und sich auf die Tageszeit beschränken. Räume, in die Schlafgänger aufgenommen sind, können eventuell auf Grund besonderer Ermächtigung auch außerhalb dieser Stunden besichtigt werden. Bei vorgefundenen Mängeln soll zunächst Abhilfe durch Rat, Belehrung oder Mahnung versucht werden. Erst wenn das nichts hilft, ist ein Einschreiten der Polizeibehörde zulässig. In diesem wichtigen Punkte ist leider der Gesetzentwurf, wie das aber in der Organisation des Sanitäts- und technischen Dienstes in Preußen, und überhaupt auf dem Kontinente, begründet ist, weit hinter dem englischen zurück, der diese Beamten mit ausreichender Initiative ausstattet, um die Maßnahmen auch wirklich durchzuführen. Daß aber auch unter den zur Zeit in Preußen gegebenen Verhältnissen diese Beamten sehr nützlich wirken können, ist schon von der Stadt Essen bewiesen worden, und im Regierungsbezirk Düsseldorf ist bereits ein Regierungsbeamter als Wohnungsinspektor mit der Kontrolle der kommunalen Wohnungsaufsicht betraut. Schon der Umstand, daß hier eine gewisse Erfahrung vorliegt, zeigt, daß die ganzen Maßnahmen wirklich durchführbar sind, besonders wenn weiter in Betracht gezogen wird, daß in wichtigen Regierungsbezirken schon Regierungspräsidenten ein Beirat für diese Fragen zur Seite gestellt werden soll. Das scheint mir ein sehr guter Gedanke zu sein, weil bei Wohnungsgesetzen und Bauordnungen alle Faktoren, Juristen, Volksräte, Techniker, Hygieniker und Künstler zusammenwirken müssen. Ich möchte aber noch auf einen Punkt zum Schluß hinweisen. Diese Beamten müssen eine bestimmte technische Vorbildung haben. Es ist aber durchaus nicht notwendig, daß sie Techniker im engeren Sinne des Wortes sein müssen. Es handelt sich hier in erster Linie um eine gründliche hygienische Schulung, und man könnte gerade so, wie man es in England vielfach gemacht hat, die Sanitätsbeamten hiermit betrauen, und es würde sich für viele Aerzte, wenn sie sich einer gründlichen hygienisch-technischen Vorbildung unterwerfen wollten, eine ebenso lohnende wie nützliche Tätigkeit ergeben können. Die Medizinalbeamten, die jetzt schon tausenderlei Dinge zu tun haben, kann man schwerlich noch mit der Wohnungsaufsicht belasten. Mit dieser wird man praktische Aerzte betrauen müssen, zumal solche, die aus der Kassenpraxis mit Arbeiterwohnungen Bescheid wissen.

Eine sibirische Polarbahn.

Neuerdings macht wieder der Plan einer Eisenbahn zwischen Amerika und Asien — die also eine Eisenbahnreise von Berlin nach Newyork ermöglichen würde — von sich reden, nachdem eine neugegründete Gesellschaft, die „Trans-Alaska Sibirian Railroad Company“, bei der Regierung der Vereinigten Staaten ein Gesuch um Genehmigung des Planes eingereicht hat. Wie nicht anders zu erwarten, hält man die Idee einer sibirisch-amerikanischen Eisenbahn vielfach für die Ausgeburt der Phantasie und für unausführbar. Früher hat es aber auch kein Mensch für möglich gehalten, daß eine Eisenbahn in so nördlich belegenen Gebieten wie Lappland gebaut werden könne, und doch durcheilt jetzt das eiserne Dampfroß diesen Teil Skandinaviens, der im Winter vollkommen arktische Verhältnisse aufweist und ja auch hoch über dem Polarkreis liegt. Indessen auch in Alaska, das ein noch schwierigeres Klima aufweist, hat man sich nicht vor Bahnbauten gescheut, und in Rußland erregt gegenwärtig ein von dem Ingenieur Gette ausgearbeiteter Plan einer sibirischen Polarbahn Aufmerksamkeit. Dieser Plan bezweckt, einen Handelsverkehr zwischen dem Innern Sibiriens und Nordeuropa auf dem Wege durch das Eismeer zu ermöglichen, und die geplante Polarbahn soll demgemäß den Ob (bei Obdorsk) mit der Belskowbucht verbinden, die in der Nähe der Jugorschen Straße liegt. Die Bahn würde also das Bindeglied zwischen dem sibirischen Flußnetz und dem Eismeer bilden und den Schiffahrtsweg durch das Karische Meer überflüssig machen. Die schlimmen Eisverhältnisse dieses Meeres waren eben mit schuld daran, daß der Handelsverkehr mit Sibirien, der lange Jahre hindurch auf dem Seewege unterhalten wurde, schließlich vor etlichen Jahren aufhörte. Wie man sieht, lassen sich also die heutigen Eisenbahntechniker nicht mehr von den arktischen Verhältnissen zurückschrecken, und was die sibirisch-amerikanische Bahn betrifft, so haben natürlich verschiedene Voruntersuchungen der in Betracht kommenden Gebiete stattgefunden. In Alaska führte ein französischer Naturforscher de Lobel Jahre lang wissenschaftliche Studien aus, und de Lobel entwarf auch einen Plan einer Eisenbahnverbindung zwischen Asien und Amerika, wobei es ihm gelungen sein soll, amerikanische Finanzleute für die Sache zu interessieren. Diese Kapitalisten gehören wahrscheinlich auch dem Konsortium an, das jetzt die Konzession nachsucht. Französische und russische Kapitalisten sind gleichfalls an der Sache beteiligt. Der Ausführung des Planes stellen sich viele und bedeutende Schwierigkeiten entgegen, aber insbesondere die Amerikaner haben öfter Projekte verwirklicht, die unausführbar schienen. Das größte Hindernis ist die Beringsstraße, die an der schmalsten Stelle etwa 60 Kilometer Breite hat und in der entweder ein Tunnel gebaut oder eine Dampffähre in Betrieb gesetzt werden muß. Man scheint sich für den Tunnel entschieden zu haben, der natürlich bei einer Länge, zu der es bisher kein Gegenstück gibt, gewaltige Kosten verursacht. Die Tiefe der Beringsstraße beträgt 40—70 Meter. Da in der Mitte dieser Wasserstraße eine Insel liegt, würde es möglich sein, den Tunnel zu unterbrechen, womit eine bessere Ventilation erreicht werden könnte. Von der Beringsstraße aus hätte die Eisenbahn einen Weg von über 3000 Kilometer zurückzulegen, ehe sie Anschluß an die transsibirische Eisenbahn erhält. Wie die Amerikaner die geplante Bahn für ein Mittel zur Entwickelung Alaskas halten, so ist sie möglicherweise auch für das östliche Sibirien von Bedeutung, da sich der goldhaltige Gürtel, der durch ganz Alaska geht, unter der Beringsstraße fortsetzt und in Sibirien wieder auftaucht. Indessen auf alle Fälle werden noch etliche Jahre darüber vergehen, ehe der transatlantische Dampferverkehr in der Eisenbahnverbindung Europa-Amerika einen Wettbewerber erhält.

Ein Untersee-Schiff.

Einem Berichte Dr. Carlo Jdert über ein unterseeisch arbeitendes Schiff, das der italienische Ingenieur Guiseppe Pino erfunden hat, entnehmen wir nachstehende interessante Einzelheiten: Pino's Schiff ist ganz aus Stahl in einem Stück ausgeführt, um dem kolossalen Drucke widerstehen zu können. Es hat die Form einer großen Kugel und bietet Raum für zwei Personen bei einem Durchmesser von ungefähr drei Meter. Aehnlich dem von Bolsamelio 1893 ebenfalls in Kugelform konstruierten und außen mit Haken und Zangen versehenem Unterseeboot — Balla nautica — hat Pino seinem Schiffe durch eine ingeniöse Erfindung zwei mechanische Arme einmontiert, die imstande sind, alle Bewegungen des menschlichen Armes auszuführen. Pinos Erfindung kommt somit in erster Linie für die Legung, bezw. Zerstörung unterseeischer Kabelleitungen, für die Bergung von Schiffen, Leichen oder überhaupt von Gegenständen auf dem Meeresgrunde in Betracht, da es auf eine Tiefe von 150 Meter bereits geprüft ist, und der Erfinder schon 140 Mal auf den Meeresgrund mit seinem Schiffe hinabstieg, und in einer Tiefe von 130 Meter erfolgreich gearbeitet hat. Es können zwei Personen zwölf Stunden lang in dem Schiffe arbeiten, ohne gezwungen zu sein, zur Oberfläche zurückzukehren, um Luft zu schöpfen; durch Fenster aus besonderem Glase ist es möglich, jeden Gegenstand, der auf dem Grunde liegt, deutlich und klar zu sehen. Das Schiff, welches, in Bewegung gesetzt, augenblicklich gestoppt werden kann, steigt mit einer Geschwindigkeit von 3½ Meter in der Sekunde auf und nieder und kann in jeder Wasserschicht auf beliebige Zeitdauer bei völligem Gleichgewicht unbeweglich erhalten werden. Auch auf dem Meeresgrund kann das Schiff auf einem einzigen, praktisch angebrachten Rade fahren, das durch eine elektrisch getriebene Schraube in Bewegung gesetzt wird. Während das Schiff untergetaucht ist, können die darin Arbeitenden Nachrichten und Befehle auf telephonischem Wege geben und empfangen. Bei seinem ersten offiziellen Experimente in Gegenwart der städtischen Fachmänner und der Vertreter der Marine stieg Pino im Golf von Genua mit seinem Schiff 90 Meter tief ins Meer hinab und brachte in zehn Minuten ein dort gesunkenes Schiff herauf. — Zur Besichtigung und Untersuchung des Meeresgrundes hat Pino einen Apparat, Hydroskop benannt, konstruiert, der es möglich macht, alle auf dem Meeresgrund befindlichen Gegenstände deutlich in ihrer genauen Gestalt, Farbe und Lage zu sehen. Die Handhabung des Apparates ist äußerst einfach, da die Brennweite der verwendeten Linsen in wenigen Sekunden auf beliebige Tiefen eingestellt werden kann. Während man in einem Boote steht, kann man mit Pinos Hydroskop von der Meeresoberfläche aus alles deutlich sehen, was sich in den einzelnen Wasserschichten oder auf dem Grunde befindet, alle Bilder ziehen, den Figuren eines Kinematographen ähnlich, an den Augen der Beschauer in völliger Klarheit vorüber, da Pino's Hydroskop das ganze Gesichtsfeld in seiner Länge und Breite, von oben nach unten beherrscht, und keinerlei dunkle Punkte oder undeutliche Linien das Gesamtbild irgendwie stören. Der Apparat kann bei Tag und Nacht benutzt werden, unter normalen Lichtverhältnissen kann bei Tag bis zu 100 Meter Tiefe gut gesehen werden, bei Nacht sind mit Anwendung von elektrischem Licht die Resultate noch erheblich günstiger, da die Beschauer im Dunkeln sind, ebenso können durch diesen Apparat auch Photographien aufgenommen werden. Der vom italienischen Kriegsministerium angeordnete offizielle Versuch mit Pinos Erfindung ist so unverkennbar geglückt, daß die Regierungen von Griechenland und England mit Pino bereits Kontrakte abgeschlossen haben, erstere zur Hebung der von Pompejus geraubten und bei Cerigotto gesunkenen klassischen Kunstwerke, letztere zur Bergung der 40 000 000 vom „Black Prince“.

Verschiedenes Seelenleben in vereintem Körper.

Wie gestaltet sich das Seelenleben von zwei zusammengewachsenen Individuen? — Darüber liegen sehr wenige Nachrichten vor, und die wenigen sind unzuverlässig; denn nur selten ist solchen Naturspielen ein längeres Leben beschieden. Dazu kommt aber noch, daß die Impresarii meistens in eine wissenschaftliche Untersuchung der Abnormitäten nicht einwilligen, aus Furcht, daß mit der Erklärung des scheinbaren Wunders das Interesse des Publikums daran aufhören möchte. Um so dankbarer ist es aufzunehmen, daß über das geistige Verhalten der böhmischen Schwestern Josepha und Rosa Blazek, die sich jetzt in Castans Panoptikum in Berlin produzieren, eine streng wissenschaftliche Untersuchung angestellt worden ist. Es bot sich zwei Aerzten der Charité eine Gelegenheit, Dr. Henneberg und einem weiblichen Arzte Dr. Marie Friedecke-Stelzner, die als Volontärassistentin in der psychiatrischen Klinik der Charité beschäftigt ist. Sicher kam der Umstand, daß ein weiblicher Arzt an der Untersuchung sich beteiligte, zu statten, das ausnahmsweise in die wissenschaftliche Prüfung der Schwestern eingewilligt wurde. Aber die Schwestern leitete bei diesem Entgegenkommen noch ein Gefühl der Dankbarkeit. Ihre Mutter wird von Dr. Henneberg und Dr. Stelzner an einer Nervenerkrankung behandelt. Die Selbständigkeit des körperlichen Organismus beider tritt u. a. darin zu Tage, daß sie ungleiche Pulszahl, Atemhäufigkeit und ungleiche Körpertemperatur haben. In noch höherem Grade, sagen Henneberg und Stelzner, tritt der Unterschied auf physischem Gebiet hervor. Jose ist von phlegmatischem Temperament, geistig wenig regsam, Rosa lebhaft, etwas nervös, weit beweglicher und intelligenter. Entsprechend ihren verschiedenen Charakteranlagen sind ihre Neigungen und Liebhabereien verschieden. Der der deutschen Sprache nicht genügend mächtige Vater charakterisiert seine Töchter mit den Worten: „Jose gut essen und trinken, Rose immer spekulieren und Geschäft.“ Rosa hat sich vor acht Jahren in einen jungen Mann in ihrer Heimat verliebt, während Jose gleichzeitig einen Bekannten hatte, dem sie anscheinend nur freundschaftlich zugetan war. In allen Unternehmungen ist Rosa die führende und aktivere, wie sie überhaupt das geistige Haupt der Familie darstellt. Sie erledigt die Korrespondenz, schließt die Kontrakte mit den Ausstellern ab und zeigt dabei Umsicht und geschäftliches Mißtrauen. So lehnt sie eine Abformung energisch ab mit dem Bemerken, daß das Publikum sich dann vielleicht mit der Betrachtung einer solchen begnügen würde. Was die Intelligenz der Zwillinge anbelangt, so steht dieselbe fraglos etwas unter dem Durchschnitt. Beide Mädchen machen für ihr Alter (25 Jahre) einen kindlichen Eindruck. Beide sind für gewöhnlich sorglos heiter, freundlich gegen jedermann, aber in ihrem Wesen auffallend einförmig. Sie sind mimisch etwas ungeschickt, zeigen immer das für ein öffentliches Auftreten erforderliche freundliche Gesicht. Ihre mit Wichtigkeit und Ernst vorgetragenen künstlerischen Leistungen sind außerordentlich dürftiger Art, sie entbehren völlig des Triebes nach Vervollkommnung. Obwohl sie viel herumgereist sind, ist ihr Ideenkreis ein außerordentlich enger. Ein lebhaftes Interesse zeigen sie nur für geschäftliche Angelegenheiten und für die Beziehungen, die sie mit ihrem Heimatsort verknüpfen. Sie sind frei von jeder Koketterie und Eitelkeit und legen auf ihr Aeußeres nur insofern Gewicht, als dies für die Vorstellung erforderlich ist. Ihre Kenntnisse sind sehr mangelhaft, was zum Teil auf nicht ausreichendem Schulunterricht beruhen dürfte. Rosa rechnet leidlich, auch einige Aufgaben aus der Bruchrechnung; Jose produziert zwar die Resultate schneller; die letzteren sind jedoch selbst bei einfachen Aufgaben (Multiplikation zweistelliger Zahlen) häufig fehlerhaft. Auf gemütlichem Gebiete besteht keineswegs Stumpfheit. Die Liebe zu ihrer Mutter ist eine rührende, was sich durch besorgte Nachfragen und nächtliches Beobachten der Mutter ausspricht. In älteren Publikationen über menschliche Doppelmißbildungen spielt die Frage der Selbständigkeit der psychischen Funktionen eine große Rolle. Wir haben auch in dieser Richtung Nachforschungen angestellt, obwohl es uns von vornherein ersichtlich war, daß auf diesem Gebiet nichts zu Tage treten würde, was auf einen mysteriösen Zusammenhang des geistigen Geschehens hinweisen könnte. Die völlige geistige Unabhängigkeit zeigt sich vor allem darin, daß nicht selten zwischen beiden Schwestern Meinungsverschiedenheiten bestehen: als Kinder haben sie sich nicht selten um den Besitz von Spielzeug usw. gezankt. Sie sind sogar gegeneinander handgreiflich geworden und haben sich öfter gegenseitig fortgezerrt, wenn sie sich über ein Ziel für die Fortbewegung nicht einigen konnten. Ferner hat die eine die andere oft von Handlungen abgehalten, die von den Eltern verboten waren. Noch in jüngster Zeit kamen Meinungsdifferenzen vor. So war kürzlich Jose über die Rose erbittert, weil diese beim Ansichtspostkartenverkauf zuviel Geld herausgegeben hatte. Ihre Beurteilung irgend welcher Verhältnisse geht nicht selten auseinander. Dadurch ist bedingt, daß die Zwillinge sich ziemlich viel zu sagen haben und, sich selbst überlassen, oft eine lebhafte Unterhaltung miteinander führen. Auch im Spiel stellen sie sich als verschiedene Parteien gegenüber, und jede wahrt dabei ihre Interessen mit großem Nachdruck. Ihren Besitz halten sie durchaus getrennt, selbst da, wo die in Frage kommenden Gegenstände von ganz gleicher Beschaffenheit sind. Ihre Kleidungsstücke, beziehentlich die Hälfte der Kleidungsstücke, sind mit verschiedenen Buchstaben gezeichnet. Ueberhaupt steht ihnen dauernd vor Augen, daß sie zwei völlig selbständige Persönlichkeiten sind. Sie empfinden bis zu einem gewissen Grade die körperliche Verschmelzung als eine Beeinträchtigung. Insonderheit ist ihnen die Vorstellung, daß der Tod der einen auch den Tod der anderen nach sich ziehen muß, eine sehr qualvolle. Durch Aeußerungen von Seiten des Publikums wurden diese Gedanken erst in ihnen geweckt und immer wieder erneuert. Die Zwillinge geben an, daß sie erst im sechsten Lebensjahre Verständnis für ihre Situation bekommen hätten. Der Gedanke, durch eine Operation getrennt zu werden, ist ihnen durchaus nicht unsympathisch, doch sind sie von der Unmöglichkeit überzeugt. Im übrigen ist ihnen ihr Zusammensein etwas so Selbstverständliches, daß sie sich nicht einmal im Traum als getrennte Wesen fühlen oder bewegen. Bei dieser Gelegenheit sei nachgetragen, daß Jose nicht im stande war, über einen Traum zu berichten, während Rose von Träumen erzählte, die sich auf ihre Heimat, auf Reisen und auf geschäftliche Angelegenheiten bezogen. Eine Konkordanz der Träume ist ihnen niemals aufgefallen. Die Verschiedenheit der Gedankenverbindungen und des Vorstellungsreichtums, die bei beiden Zwillingen besteht, tritt in einfachen Versuchen, deren Resultate wir mitteilen, zu Tage. So verknüpft Rosa mit der Vorstellung Apfel folgende (die Worte wurden von den Mädchen niedergeschrieben) Vorstellungen: Baum — Garten — Laube — Birne — Zwetschgen — Pflaumen, Jose dagegen mit demselben Wort nur Fleisch — süß — frisch. Mit dem Worte Elefant Rosa die Begriffe: Kamel — Bär — Pferd — Hund — Kuh — Ochse — Katze — Lamm — Schlange — Taube — Huhn; Jose: Garten — Zirkus. Von bekannten Persönlichkeiten vermag Rosa zu nennen: Napoleon — Franz Josef — Wilhelm — Nikolas — Peter — Bismarck — Radetzky — Eduard VII. — Bülow; Jose kommt überhaupt nicht selbständig auf einen Namen. Von Städten zählt Rosa auf: Prag, Pilsen, Wien, Budapest, Moskau, Petersburg, Warschau, Berlin, Hamburg, Haag, Amsterdam, Rotterdam, London, Paris, Dresden; Jose: Prag, Wien, Brünn, Linz, Breslau, Leipzig, Hamburg, Paris, Lyon, Grenoble. Von Blumen nennt Rosa: Rose, Tulpe, Veilchen, Karafiat, Mesicek, Petuklic, bašán; Jose: Rose, Veilchen, Tulpe, Macisky, Pomensky, Karafiaty, Narcisky. Tiere: Rosa: Hund, Katze, Kuh, Pferd, Bär, Schwein, Frosch, Elefant, Kamel, Lamm, Ziege, Schaf; Jose: Ochs, Schwein, Pferd, Hirsch, Katze, Hund, Schaf. Da immer noch in weiten Kreisen das Vorkommen von Gedankenübertragung angenommen, bezw. diskutiert wird, so haben wir Veranlassung genommen, bei den Schwestern einige Versuche in dieser Richtung anzustellen, die, wie zu erwarten, zu völlig negativen Resultaten führten. Wir haben durchaus den Eindruck gewonnen, daß bezüglich der Gedankenübertragung keine anderen Verhältnisse vorliegen als bei anderen Personen. Das Erraten von einstelligen Zahlen ergab, wenn Rosa den Agenten, Jose den Perzipienten darstellte, 10 Proz. Treffer, in der umgekehrten Position 5 Proz.

Der Tanz in der Renaissance.

Daß uns die Tanzweisen und die Tanzfiguren früherer Zeiten so wenig bekannt sind, liegt in der fast immer mangelhaften schriftlichen Ueberlieferung, in dem sehr häufig vorkommenden Fehlen guter Handbücher, gerade über diese Kunst. Da ist es dankenswert, wenn Oskar Bie in einem lesenswerten Aufsatz, den die „Neue deutsche Rundschau“ veröffentlicht, uns mit den Gesellschafts- und Volkstänzen wenigstens der Zeit der Renaissance bekannt macht. Er führt darin u. a. folgendes aus: Kein Historiker würde die Verwirrung ganz schlichten können, die über den Tänzen der Renaissance liegt. Alte Volksreigen, exotische Clownerien, kirchliche Aufzüge, orgiastische Gesellschaftsspiele und die verschiedensten Neubildungen — alles geht durcheinander. Es existiert ein starkes Interesse für Tanzform und Tanzinhalt, aber zur Gestaltung streng typischer Formen reicht der Amateurcharakter des vornehmen Tanzes noch nicht aus. Die Pavane, die Gagliarde, später die Courante sind mehr Titel für beliebte Tänze als allgemein verbreitete Schrittfolgen oder Figuren. Die lokale Verschiedenheit, die provinzielle Abgeschlossenheit zerteilt das Tanzfeld trotz alles Zusammenhanges von Spanien, Italien und Frankreich in einzelne Bezirke, die sich ebenso durch die Charaktere volksmäßiger Tänze als die Individualisierung höfischer Formen unterscheiden. Weit verbreitete populäre Tänze, wie der Morisken- und der Kanarientanz, von den Sarazenen, von den Kanarien irgendwie irgendwie in die Gesellschaft verschlagen, werden von den feinern Künstlern nicht mehr als voll angesehen. Der Moriskentanz ist der verbreitetste, den es in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends gab. In Italien, wie in England gehört er zum gewöhnlichen Festapparat. Man tanzt ihn mit Schellen an den Kleidern, langsam vorrückend, abwechselnd mit dem rechten, dem linken und beiden Hacken aufschlagend. Den Kanarientanz charakterisiert dagegen eine wilde Gegenbewegung von Herr und Dame, die sich scheinbar dauernd suchen, indem sie mit den Hacken schlagen und der Fußspitze und dem Absatz den Boden stampfen. Die **Veneziana** und die **Bergamasca** hatten Weltruf, die **Siciliana** lebte lange in der Musik weiter, die **Romana** war eine Abart der Gagliarde, die **Fiorentina, Polesina, Montferrina, Friulana** sind ähnliche verbreitetere Lokaltänze. Die **Montferrina** wird heut noch als Reigen getanzt, die **Friulana** wurde als **Furlana** ein Pendant der vergnügten **Veneziana** in sechsachtel Takt. Die **Paduana** ist der Paduaner Tanz und wurde später mit der Pavane verwechselt. Die **Tarantella** ist der Tarentiner Tanz, wurde später als Ekstase von Tarantelstichen pantomimisch erklärt und ist in der heutigen Meinung die nationale Form des italienischen Tanzes überhaupt, obwohl sie niemals eine mit ihrer festen Rhythmik korrespondierende feste Schrittfolge ausgebildet hat. Die Gesellschaft nimmt von diesen Reigen in ihren Kreis auf, was ihr brauchbar erscheint. Sobald in der Welt der italienischen Renaissance Feststimmung angesagt ist, disziplinieren sich die Körper, stilisiert sich die Bewegung, wird das Stehen, das Gehen, das Grüßen eine feierliche Szene. Die Künste des Gefallens entwickeln sich. Die leichte Sinnlichkeit, die vielgepriesene **vaghezza** (Anmut) bestimmt die Erscheinung. **Mezzo dentro, mezzo fuori** — halb drin, halb draußen steckt das Taschentuch. Wohlerzogenheit und Natürlichkeit finden ihre Mitte, ein Hauch von Kultur und wieder ein Hauch von Offenherzigkeit weht die Tracht und das Benehmen an. Die vaghezza versteckt das Taschentuch nicht ganz, wie sie mitunter den letzten Knopf vergißt, den halben Handschuh lockert. Der Kavalier sitzt, indem er die Linke und die Rechte gleichmäßig auf die Armlehne ausstreckt, aber die rechte Hand hängt vom Gelenk ab lose herunter, er hält darin das Taschentuch, den Handschuh, eine Blume. Er sitzt nicht zu weit nach hinten, die Füße gut nebeneinander. Man rückt nicht beliebig mit den Stühlen. Man holt sie nicht und stellt sie vor die Honoratioren. Die Honoratioren haben das Recht auf die schönsten Damen. Wenn größere Tänze gemacht werden, z. B. der beliebte Furioso mit vielleicht neun Paaren, so hütet man sich, die Damen nicht gleich nach der Schönheit aufzustellen, damit nicht ein Fürst mit einer häßlichen zusammengerate. Die Tanzbücher enthalten Stiche, wie man zu gehen und zu stehen hat. Es gibt keine Legerität im Zimmer. Man tanzt im Ornat, die Dame in ihrem Festkleid, der Herr mit Hut, Degen und Mantel. Es ist unmöglich, den Mantel abzulegen, auch bei den vergnügtern Tänzen, es wäre eine **brutissima vista.** Höchstens darf man ihn aufwickeln, was nach vorgeschriebenen Tempi geschieht. Bei den Gagliardenschritten liegt die Linke am Degen, der etwas nach hinten gedreht ist, die Rechte ist nur leicht bewegt. Die Dame hebt die Schleppe niemals beim Rückwärtsgehen, außer wenn es sehr eng ist, sie schiebt sie geschickt mit dem Reifrock, indem sie aus der wiegenden Bewegung jene ideale Haltung des koketten Wichtigscheinens entwickelt, die man **pavoneggiando,** sich pfauend, sich schön brüstend, nannte. So pavoneggiando mit der Taille zieht sie sich rückwärts zum Stuhl zurück, grüßt die Dame rechts, setzt sich, geschickt die Schleppe seitwärts schiebend, nicht zu weit nach hinten, damit sich der Rock nicht hebt — nicht einmal die Schuhe sollen zu sehen sein. Dann erst grüßt sie nach links. Auch eine Allemande, einen deutschen Tanz, erwähnen die alten Tanzbücher, die Bie zu Rate gezogen hat. Sie waren im Zweitakt und man tanzte sie um 1580 am Pariser Hofe. Der Name dieses Tanzes tauchte später in den Kontertänzen wieder auf, um dann nach längerer Entwicklung im Ländler und schließlich im Walzer zu enden.

(Es ist ... Prozentsatz, über den wir auch bei Versuchen mit Somnambulen und spiritistischen Medien bisher nicht wesentlich hinausgekommen sind.)

Eine antike Heilanstalt.

Unter dem Titel „Eine Heilanstalt zur Zeit Ludwigs des Frommen" veröffentlicht E. v. Sommerfeld in der Monatsschrift „Nord und Süd" einen Aufsatz über die Zustände in einer Kuranstalt vor mehr als 1000 Jahren, dem wir folgende interessante Einzelheiten entnehmen: Eine Schrift Einhards — die Ueberführung der Gebeine der heiligen Petrus und Marcellinus — gibt ebenso umfassende wie unterhaltende Aufschlüsse über die Zustände einer solchen Wallfahrts- und Heilstätte zur Zeit Ludwigs des Frommen. Der durch seine sagenhafte Liebe zu Karls des Großen angeblicher Tochter Imma zu den berühmten Liebespaaren zählende Verfasser war in Wahrheit der vertraute Freund und Bautenminister Karls des Großen und der uneigennützige Ratgeber seines Sohnes und Nachfolgers, eine der edelsten Erscheinungen seiner Zeit. Auf der Höhe der Wissenschaft stehend, verband er staatsmännischen Blick und Kunstverständnis mit einer geradezu kindlichen Frömmigkeit und einem warmen Herzen für die Not der Mitmenschen. Auf dem ihm von Ludwig dem Frommen in dem lieblichen Mümlingtale geschenkten Ruhesitze zu Michelstadt im Odenwalde hatte er 827 eine kleine, einfache, aber künstlerisch gediegene Kirche vollendet. Jedoch weder Michelstadt noch die dortige Kirche war der Ort der Wahl der Heiligen. Wie sich später herausstellte, befaßten sich die beiden Märtyrer mit Krankenheilungen. Nun lag Michelstadt für die Zwecke einer Heilanstalt sehr ungünstig mitten in dem unwirtlichen Waldgebirge des Odenwaldes. Nur von Norden her führte das Flußtal aufwärts eine leidlich bequeme Straße. Gerade von der am dichtesten bevölkerten Rheinebene führte der Weg bergauf und bergab über das ganze ungangbare Gebirge. Auf eine ausgebreitete Praxis war also hier nicht zu rechnen. Durch Wunder und Traumgesichter verlangten daher die beiden Heiligen ihre alsbaldige Ueberführung nach dem andern von Kaiser Ludwig an Einhard geschenkten Gute Ober-Mulinheim, heute Seligenstadt, am Main. Dieses lag mitten in der überall zugänglichen Flußebene und bot außerdem die für Kranke besonders wohltuende Wasserverbindung auf Rhein und Main dar. Schweren Herzens trennte sich Einhard von dem ihm ans Herz gewachsenen Michelstadt. Aber das Gebot seiner Heiligen stand ihm höher. Die Darstellung des Kurlebens zu Ober-Mulinheim kann sich nun völlig den gebräuchlichen Kapiteln in den Prospekten der heutigen Heilanstalten anschließen: Reisegelegenheit, zur Heilung gelangende Krankheiten, Heilmittel, Unterkunft, Honorar, Vergnügungen usw. Den Kranken standen freilich nicht die bequemen Polster in den durchgehenden Schnellzugswagen zur Verfügung. Wohl dem, der die sanft dahingleitenden Bewegungen eines Rhein- oder Mainschiffes stromauf benutzen konnte. Die Landstraßen befanden sich dagegen in einer üblen Verfassung. Anhaltendes Regenwetter riß tiefe Löcher und ließ umfangreiche Pfützen zurück. Ueber die Wasserläufe führten nur in der Nähe großer Städte Brücken. Tagelang waren die Wege überhaupt unbrauchbar. Zwar gab es vier- und zweirädrige Wagen, aber keine Feder minderte die Stöße der holprigen Wagenspur. Zudem dienten die Wagen ausschließlich dem Frachtverkehr, die Reisenden benutzten Reitpferde, Esel oder Maultiere. Auch auf sie hockte sich wohl oder übel die Mehrzahl der Kranken. Die Mittellosen kamen, allenfalls auf eine barmherzige Schulter gestützt, zu Fuß, die Mutterliebe trug sogar ihre kranke Tochter auf dem Rücken herbei. Nur für ganz kurze Strecken half die Wohltat der Tragbahre aus. Und trotz aller dieser Beschwerden schleppte die Liebe der Angehörigen die Kranken von Wallfahrtsort zu Wallfahrtsort, in der Hoffnung, doch endlich vor die richtige Schmiede zu kommen. Auch wurden die weitesten Reisen unternommen. Nach Seligenstadt kamen Kranke aus Köln und Lüttich, aus der Gegend nördlich von Reims, aus dem Aargau in der Schweiz und schließlich sogar aus dem südwestlichen Zipfel von Frankreich und aus England. Uebel vor allen Dingen stand es auf der Reise mit dem Nachtquartier. Herbergen lagen nur an der großen Heerstraße, zum Teil indes nur für die Beamten des Staates und der Kirche bestimmt. Gegen Geld und gute Worte tat sich wohl manche private Tür auf, aber wie viel Reisende jener Zeit besaßen einen gut gefüllten Beutel? Zwar betonte die Kirche die guten Werke und obenan die Wohltätigkeit und Barmherzigkeit. Aber auf allen Landstraßen bewegte sich eine wahre Landplage von Boten, Bettlern und Pilgern, darunter eine beträchtliche Anzahl der dunkelsten Ehrenmänner. Ueble Erfahrungen mußten die Anwohner mißtrauisch und hartherzig machen. Nur eine gute, im grellen Gegensatz gegen das spätere Mittelalter stehende Erscheinung überrascht: Totschlag, Körperverletzung und Raub kannte dank der Nachwirkung von Karls des Großen straffem Regiment die Landstraße nicht. Wie die Mehrzahl der heutigen Kurhäuser war Seligenstadt eine Nervenheilanstalt. In weiser Beschränkung hatten sich die beiden Heiligen sogar nur zwei Einzelheiten aus dem Gebiete der kranken Nerven ausgesucht, einmal die Sinnesstörungen der Blindheit, Taubheit und Taubstummheit und sodann Lähmungen, Verkrümmungen und krampfartige Zustände. Im Besitz des gesamten medizinischen Heilschatzes nahmen sie jedoch wie die heutigen Spezialasten gelegentlich auch andere Patienten in Behandlung. So kamen Fälle von Geisteskrankheit, Besessenheit, Fieber, Herzschwäche, allgemeinem Kräfteverfall und eines Zahngeschwüres mit geschwollener Backe zur Heilung. Höchst drollig ist die Krankheitsgeschichte einer Bäuerin aus Ursel bei Frankfurt a. M. Das Landvolk hatte die Gewohnheit, früh Morgens sich im Bette zu recken und zu strecken, auch die Kinnbackenmuskeln durch Aufreißen und Schließen des Mundes geschmeidig zu machen. Dabei hatte die arme Frau des Guten zu viel getan, der Mund war ihr mit verrenkten Kinnbacken stehen geblieben. Vergeblich versuchten die Gevatterinnen und weisen Frauen ihre Hausmittelchen und Sympathien-Sprüchlein, einzelne machten durch ungeschickte Handgriffe und Massage das Uebel noch schlimmer. Die Mehrzahl der Kuren glückte, selbst solche, bei denen die Kraft anderer Heiliger bereits versagt hatte. Ebenso wenig blieb den Heiligen aber die trübe Erfahrung wirkungsloser Behandlung erspart, sobald das Leiden nicht auf nervösem Boden entstanden war. Ein Erfolg suchte geradezu seinesgleichen. Der taubstumme Knabe Prosper erhielt zunächst das Gehör und verstand die barbarische Landessprache. Später noch mit der Gabe der Rede beschenkt, verstand und sprach er nur Lateinisch. Das Heer der Nervenleiden galt bisher als die Begleit- und Folgeerscheinung des heutigen aufs heftigste gesteigerten Kampfes um das Dasein. Die Fülle und die schreckliche Gestaltung der von Einhard mitgeteilten Krankheitsfälle wirft diese Ansicht über den Haufen. Das Gesetz des steten Ausgleichs tritt hierbei klar zutage. Alle auf die Gesundheit und Lebensdauer übermäßig einwirkenden Verhältnisse werden durch gegenteilige günstige Bedingungen im Schach gehalten. Das heutige hochentwickelte Kulturleben stellt unendlich größere Ansprüche an die Spannkraft des Körpers und seiner Nerven. Dafür hat der in die Schranken geforderte Geist weitgehende vorbeugende Schutzmaßregeln und Heilmittel gefunden. Im Naturzustande ist der Mensch dagegen den eigenen Gebrechen und der Unbill der Natur hilflos preisgegeben.

Fiffigs Rundschau.

Von unserem Mitarbeiter, dem Schneiderlehrling **Fiffig**, erhalten wir folgende Zuschrift:

Geehrter Herr Rehdaktöhr!

Große Gemits-Verstimmung hat mir erfaßt von wejen das Literasche, denn nach Ihr letztes Vorgehen is mich bewußt worden, daß ich meer for Ihren Papierkorb als for die Lehser schreibe, was mich Betribnis macht. Meine „Nachtklänge von Aalbäck" mit die pikantriche Vertiefung in's Familjenbad is aufnahmlos an Sie vorüber jejangen, die „Schmerzensklänge vom Fillenbesitzer in Häringsdorf" haben bei Sie kein Jehör nich jefunden, un was mein Jesang von die Micken in's Seebad war, sind bei Sie forüberjeklungen von wejen die Flichtigkeit. — Wenn Sie auch allens das Sensationelligste unjedruckt aus die Presse lassen, was hat die Lehserschaft davon un was Fiffig, von wejen das Honorisieren? Was die Geschähnisse in die Welt sein tun, sind sauergurkig un was sich das Aktuellische sein tut, schnappt man mich in's „Lokale" fort, un was das Politsche sein tut, is en ungarsch-türkisch-mazzesdonisches komisch-tragisches Schauspiel, was keen Ende nich haben tut, un of die Lehser niederdricklich wirkt. Was in's Allgemeine die Verhältnisse sein tun, is allens Klagen von wejen die Schlächtigkeit, Allens schreit „Fei Deibel!" un was da unten der Fesuw sein tut, spie sogar aus. Ich muß mich iberall die Ogen verjeuden um Entdeckungen von wejen was Neues for's Blatt, un will Sie von Allens was schreiben durcheinander, was man in's Französche, wie Frede sagt, „Paelmehl" nennen tut. — „Unsere Zukunft liejt ins Wasser" meente in die Woche der sommerlustige Wirt, un von wejen die musikalsche Iberraschung ließ er sich en Pott kommen mit die Wasserkapelle von die „Hohenzollern", was man marinierte Musikanten nennen tut. Was das musikalsche war, is das Nowo der Wasserkapelle so knapp an Steuerbort, wie man's in's Nautische nennen tut, un die Bootslängen, was uns're militärschen Musikanten sie vor sein tun, is sie ganz gewaltig. Aber von wejen das Prakt'sche is sie über, von wejen die 30 Pfennig Angtree. Un Allens, was Publikum sein tut, lief hin, was beweistichtig sein tut, daß man och sommerlustig is, wenn's nich freikonzertig is.

Was die Mächens for Allens in Stettin sein tun, verspüren jetzt Verlassenhaftigkeit in's Herz, denn was das Normaliche for ihr Gefihl sein tut, die Soldaten, sind ausjemarschiert, un was die Stadt is, hat Militärfreiheit von wejen die Unsichtbarkeit fon die Uniforms. Was unser Wochenjeselle is, der lange Willem, hat nu wider mit die Jette von Regisdrahttohrs anjebändelt un Jette hat ihm och anjeknispelt als Ersatzrehservist for Krischjan, was en Hundertachtunvirziger un mit mangs Mannöfer is. Mit die Jette bin ich och hausfreundlich gesinnt von wejen die jetreue Nachbarschaftlichkeit, un als ich ihr jestern von wejens tröften in die Einsamigkeit besuchte, fand ich en Liebesbrihf von Krischjahn, ich hab ihn zerrissen, was man Tischkrötsion nennt; aber vorher hab' ich ihm abgeschrieben von wejen's Interesse fom Inhalt. Was Krischjan is, schreibt:

Neustettihn, 4. September.

Jeliebtes Justeken!

Was uns're Kommpahni is, is nu mit's Regiment in Hinterpommern, was bei die jroße Lastadie anfängt, un an die Ostsee-Küste endigen tut. Was die Hinterpommern sein tun, leben meist fons Landwirtschaftliche un fon die Wahlwühlerei ins politsche, was sie in Veruf bringen tut von wejen das mogeln. Was man aber bei die Mächens hier nich merken tut von wejen die Entgegenkommichkeit for uns in allens, was man Einquattierung nennen tut. Wofür wir sich durch die gleiche Entgegenkommichkeit dankbarlich zeigen. Was Deine Ansichkarte mit die Brunnenfichur fons Berliner Tor war, hat mich Feldwebel gegeben. Hat mir sehr freidig gestimmt, aber ofjeregt von wejens alleinsein. Aber was die Liese fom Schlächter Dumsen is, die hat ihrem Karl fon die vihrte Kompanni en Packet schicken jetut, sie hat von die Meestern ihrem Schinken en jroß Stick abjeschnitten, was drin war un die Meestern woll nich merken tut. Was der Karl is, der hat nu in's Biewuhack jesticheliert von wejen die Liebe fon die Liese, was besser sein tut von wejen den Schinken. Ich habe Dir aber verdefendiert, daß Du noch meer lieben tust, wenn's keen Schinken nich is, tut's och was Kleenes in Minze, was hier allens fehlen tut un was sehr jut jebrauchen kann Dein in echte Treie mit fielen Kissen drauf harrender

Krischjan

bei die 1. Komp. in's Mannöferterräng.

Was nu die Jette is, die hat bei 'nem Renn-de-wuhs of die Hintertreppe, was sie mit langen Willem haben tut, immer an Hinterpommern jedacht, aber mit Willem die Zärtlichkeit markiert, was Willem in's Glick versetzt, weil sie finf Mark von ihm nehmen tat for 'nen neien Hut. Was aber der neie Hut is, das bleibt der alte und was die fünf Mark sein tun, die hat nu Jette jestern an Krischjan nach Hinterpommern jeschickt, von wejen das meer lieben. Was nu die Metzalliangse von die Jette mit dem langen Willem sein tut, wird's woll ne Krigserklärigung jeben, wenn Krischjan wider kommen tut. Wenn's dabei zu Blut kommen tut, meldet Sie's fußwendend for's Lokale

Ihr

Hans Fiffig.

Die genaue Abschrift des Briefes bestätigt
R. O. K.

Kunst und Literatur.

Für Geflügelzüchter ist es immer vorteilhaft, aus der Praxis zu lernen und machen wir dieselben deshalb auf eine soeben im Verlage von Fritz Pfennigstorff in Berlin erschienene Broschüre aufmerksam, in welcher die **Rosse- und Nutzgeflügelzucht in Schiffermühle** bei Frankfurt a. O. eine eingehende Schilderung erhält und dabei für Züchter viele dankenswerte Winke gegeben werden, welche wohl Berücksichtigung verdienen, da der Besitzer und Leiter der Zuchtanstalt, Dr. A. Lavalle, einer der berühmtesten Züchter ist. Zur Verständlichung sind 12 Abbildungen und 4 Tafeln beigefügt.

„**Die Fischwaid**", Handbuch der Fischerei, Fischzucht und Angelei. 10 Lieferungen à 90 Pf. Verlag von Richard Karl Schmidt u. Co. in Leipzig. Die uns heute vorliegende zweite Lieferung des schönen Werkes umfaßt den Schluß des 5. Kapitels „Bau der Fische" und den Anfang des 6. Kapitels „Einteilung der Fische". Die bekanntesten Fischarten sind kurz beschrieben und mit typischer Abbildung versehen. Hochinteressant ist die Kunstdrucktafel: „Fischerei mit dem Hamen", aus dem Fischereibuch Kaiser Maximilians, deren Original sich in der k. k. Hofbibliothek Wien befindet. Eine zweite Kunstdrucktafel stellt ein Bild aus der Winterfischerei dar: „Die Flügel sind da". Kraftvolle Fischergestalten im tiefen Schnee auf dem Eise ziehen an den gerade erscheinenden Netzflügeln. Der Hintergrund, ein prachtvoller Buchenwald, gibt dem Bilde die rechte Stimmung und Luft mitzutun.

„**Aus dem dunkelsten Weltteil**" berichtet uns in ergreifenden Worten Anna Mittelstädt im neuesten Heft der „Frauen-Rundschau". Sie schildert das schreckliche Elend des Ziehkindertums und plädiert energisch für eine sorgfältige Beaufsichtigung der Pflegemütter besonders in Großstädten, welche die Aufzucht solcher vom Schicksal in frühester Jugend schwer getroffener Wesen gewerbsmäßig betreiben. Auch der Aufsatz „Erziehungsfragen" von der bekannten Frauenrechtlerin Minna Cauer in demselben Heft der „Frauen-Rundschau" bietet für weiteste Kreise wertvolle Anregungen, während Frau Prof. Rosalie Schönflies noch einige interessante Beiträge zu dem von Fräulein Anna Pappritz und Prof. Dr. Flesch in so scharfer Debatte besprochenen Thema „Herrenmoral" bringt. Freunde eigenartiger moderner Poesie werden mit großem Genuß die neueste Dichtung von Elisabeth Dauthendey lesen, die unter dem Titel „Ein Königswille" vollständig in der beliebten Zeitschrift abgedruckt ist.

Allerlei Heiteres.

(Zweierlei.) „Was habt's denn heut' zum Essen?" — „Nur a Bauerngullasch und a Salongullasch." — „Was ist denn da für ein Unterschied?" — „Na, zu an' Salongullasch kriegen's halt a Serviett' und a geputztes Eßzeug."

(Ein Geständnis.) Mann: „Schau, Weib, als i Di kennen lernte, warst ja a ganz braves Mädle, aber ein' großen Fehler hast halt doch g'habt!" — Frau: „So? Und was for ein'?" — Mann: „Daß D' noch — ledig warst!"

(Na ja!) Hausfrau (in dem Moment in die Küche tretend, wie der Schatz der Köchin, ein strammer Grenadier, vor einem mächtigen Braten sitzt): „Ich bin sprachlos, Jette!" — Köchin (geschmeichelt): „Nicht wahr, das is'n anderer Kerl wie Ihr Mann!"